

Der Ackermann aus Böhmen

Ein Kleinod deutsch-böhmischer Literatur um 1400

Vortrag von Wolfgang Beitinger
am 10.03.2004 im Gablonzer Haus

Im menschlichen Leben ist bekanntlich nichts so sicher wie dies: **Einmal muß man gehen**. Einmal gibt es einen Abschied ohne Wiederkehr. Wir alle verdrängen diese herbe Tatsache; und das muß wohl so sein, denn sonst wäre all unser Tun gelähmt. In der glanzvollen Epoche der mittelalterlichen Epik, des Nibelungenlieds und des Minnesangs war das Nachsinnen **über** den Tod weitgehend ausgespart. Nur im MEMENTO MORI der Cluniazenser tauchte es vereinzelt auf. Doch meist waren die Dichter von der karolingischen bis zur staufischen Zeit dem irdischen Dasein, seinem Kampf und seinen Freuden zugewandt. Die CARMINA BURANA beweisen es ebenso wie der RUODLIEB und all die Ritterspen bis hin zum Meier Helmbrecht. Von Walther v. d. Vogelweide ganz zu schweigen.

Es gab noch eine Nachklassik bis zum Ende des 14. Jahrhunderts. Aber fast mit einem Schlag änderte sich das optimistische Weltgefühl um 1400, und das ganze auf Moll gestimmte 15. Jahrhundert ist dann wie ein Vorspiel auf die große Zeitenwende, die mit der lutherischen Reformation beginnt. Plötzlich ist überall der **Totentanz** die große Mode, es treten die großen Bußprediger auf, und die Geißlerbewegung breitet sich aus.

Der 1. Ausbruch der Pest, wenige Jahrzehnte vor 1400 in Böhmen, hat diese Stimmung des 15. Jahrhunderts mit vorbereitet. Seitdem ist das Weltgefühl vom Tod verunsichert und gebeugt. Es ist das Jahrhundert, in welchem der große Arzt Paracelsus im Tod den großen Gleichmacher erkennt, den demokratischen Verhörer der Standesunterschiede. Paracelsus grübelt aus dieser Erkenntnis nach über die Geheimlehren und Geheimkünste der alten **Adepten**, die das menschliche Leben über das gewöhnliche Maß hinaus zu verlängern versprechen. Das und der Traum von der ewigen Jugend werden zu den hochgesteckten Zielen dieses faustisch strebenden Arztes. ADEPTA PHILOSOPHIA nennt sich sein ganzes System des verzweiferten Aufbäumens gegen den Tod. Ein Nachklang dieses Aufbäumens findet sich noch bei dem jungen Luther, der sich entsetzt über die Grausamkeit und Häßlichkeit des Todes äußert.

Doch dieses 15. Jahrhundert der Verinnerlichung des Todesgedankens beginnt in Deutschland - genauer gesagt in Böhmen - wie schon angedeutet, mit einem literarischen **Knalleffekt**, pünktlich um 1400 mit einem Prosawerk, das damals im deutschen Schrifttum seinesgleichen sucht. Es ist das Streitgespräch des "ACKERMANNNS AUS BÖHMEN", ein Streitgespräch mit dem Tod, das an Heftigkeit und schrillen Tönen nichts zu wünschen übrig läßt, das aber auch der Kostbarkeit und dem Glück des Lebens ein Denkmal setzt.

Der Verfasser dieses literarischen Denkmals 1. Güte ist, wie erst seit kurzem endgültig festzustehen scheint, ein Kanzleischreiber vom kaiserlichen Hof in Prag, JOHANNES VON SAAZ; vorher herrschte die Gelehrtenmeinung, er heiße Johannes von Tepl.

Bevor ich nun aber auf den Autor und die Sprache seiner Dichtung eingehen kann, muß ich den Blick um über 50 Jahre zurückwenden, an den Hof des glanzvollen Kaisers Karls des IV. in Prag.

Man kann den "Ackermann" nicht richtig würdigen und einordnen, wenn man nicht die Voraussetzungen kennt, die 50 Jahre vor seinem Erscheinen gelegt wurden. Damals wurde in Prag die deutsche Sprache in denjenigen moderneren Zustand versetzt, daß daraus jenes sprachliche Kunstwerk entstehen konnte.

Jene Bemühungen sind mit dem Namen des Frühhumanisten **Johannes von Neumarkt** verbunden. Dieser Mann war seit 1352 königlicher Pronotar und Hofkanzler unter dem Kaiser Karl IV., seit 1553 Bischof von Leitomischl u. später von Olmütz. Er hat Karl IV. auf dessen 1. Italienzug begleitet und dort auch **Petrarca**, mit dem er persönlich korrespondierte, getroffen. In Beziehung stand er auch mit dem römischen Volkstribunen **Cola di Rienzo**. Als Kanzler beherrschte er das elegante, souveräne Humanistenlatein. In seiner "Summa cancellariae Caroli IV." schuf er das Musterbuch für den neu geregelten Kanzleistil in Latein. Das Musterbuch enthielt aber auch deutsche Übersetzungen aus dem geläuterten Latein. Es waren z. T. Texte aus leicht verständlichen christlichen Erbauungsbüchern.

Aus Italien hatte Johannes v. N. auch den pseudo-augustinischen „Liber soliloquiorum animae ad Deum“ mitgebracht. Nun übersetzte er es Wort für Wort unter dem neuen Titel "**Buch der Libkoczung**". Er achte diesen Pseudo-Augustinus so hoch, daß er die Übersetzung seinem Kaiser widmete, obwohl dieser hochgebildete Mann eine Übersetzung gar nicht nötig hatte. Er sagte aber im Vorwort, er habe sein Werk zum Trost derer abgefaßt, die kein Latein können. Das konnten nur die Damen und Herren des Hofstaates sein. Der anmutige Frömmigkeitsstil dieses Werkes war auch später noch ein großes Vorbild für alle Humanisten: Es ging um die **Hingabe an Gott** und die Wiederherstellung der **Würde des Menschen**. Beide Themen hingen eng zusammen. Ähnlich wurde die Ehre das erlösten Menschen durch den Tod Christi gesehen. Dieser ganze Stoff ermöglichte einen hohen rhetorischen Stil und einen sehr gefühlhaften Monolog. Die **Anaphern**, der **Parallelismus** und die Vielgliedrigkeit der Sätze wurde trefflich nachgeahmt und gemeistert. Später folgte noch die Übersetzung eines lateinischen **Hieronymus**werkes. Wieder war die Vorlage eine Sammelkomposition aus Italien. Hieronymus genoß bei den Humanisten immer höchste Anerkennung als geheiligter Philologe, Gelehrter und Übersetzer. Schließlich übersetzte Joh. von Neumarkt noch den STIMULUS AMORIS, zu deutsch "**Der Stachel der Liebe**", wieder ein Erbauungsbuch augustinisch-mystischer Richtung. Eine große Rolle spielten bei all diesen Übersetzungen die rhythmischen Satzschlüsse **mit weiblichen Endungen**. Auch sie finden wir um 1400 beim "**Ackermann**" wieder. Überhaupt

hätte ohne diese humanistische Pionierarbeit und Geschmeidigmachung der deutschen Sprache der "Ackermann aus Böhmen" nie zu dem einsamen Gipfelwerk der böhmischen Frührenaissance und zum Wunder spätmittelalterlicher Prosa werden können.

Meine Damen und Herren, nun sind wir also wieder bei unserem **Johannes von Saaz** angelangt, der an kongenialer Begabung kaum hinter seinem großen Vorgänger Johannes von Neumarkt zurücksteht, im Unterschied zu jenem aber kein Geistlicher, sondern ein Laie war. Und dies ist in unserm Fall allerdings ein gewaltiger Unterschied; denn nur den verheirateten Laien konnten die Erfahrungen von Liebesglück und -leid persönlich aufwühlen. Nur so konnte der Autor eines Streitgesprächs mit dem Tod existentiell glaubhaft durchleiden und bekunden, was Tod und Verlust im menschlichen Leben für Wunden schlagen.

Er verfaßte sein Werk entweder schon im Spätsommer 1400 oder im Jahr 1401. Zu seinem Werk veranlaßt und gedrängt hat ihn der Tod seiner Frau Margaretha, die am 1. August 1400 im Kindbett starb. Wenn andere Ehemänner solche Schläge des Schicksals letztendlich ohnmächtig verkraften müssen, hat den Autor Johannes seine dichterische Begabung (im Sinne des bekannten Wortes von Goethe) befähigt, zu sagen, was er leidet. Seine Dichtung hatte für den Verfasser also den Rang einer Trostschrift, die ihm über den unfäßbaren, frühen Tod seiner geliebten Gattin hinweghelfen sollte.

Aber so persönlich auch die Klage des Ackermanns getönt ist, sie hat gültige Aussagekraft für die leidende Menschheit schlechthin. Der Autor ist auch eigentlich **kein Ackermann** oder Landwirt, sondern einfach ein des Schreibens kundiger, gebildeter Mensch. Darum sagt er von sich: "Ich bin genannt ein Ackermann, von **vogelwat** (=Vogelkleid) ist mein Pflug." Der Sinn dieser künstlichen Rätselsprache ist: Mein Werkzeug ist die Vogelfeder, d. h. die Schreibfeder. In solchem rätselhaftem Stil pflegten damals die Meistersinger und Spruchdichter zu reden.

Großes Aufsehen in Germanistenkreisen erregte nun im Jahr 1933 der damals entdeckte lateinische Begleitbrief, in welchem Johannes von Saaz das neue Werk seinem Jugendfreund Petrus Rothers nach Prag schickte. In diesem Brief ist keineswegs von der Trauer und Verzweiflung des Witwers die Rede, sondern nur von rein formalen Kategorien der Dichtung, wie Stilmittel, Rhetorik und Struktur des Aufbaus. Es ist so, als sähe der Briefschreiber in seinem Werk lediglich eine deutsche Stilübung. Mit einem großen Aufwand an Bescheidenheitsformeln spricht er eingangs von einem "ungefügten und rohen aus deutscher Redeweise zusammengereichten Gebilde". (lat.: incomptum et agrete ex Teutunico linguagio consertum agregamen) Das dient ihm natürlich auch als "CAPTATIO BENEVOLENTIAE", d. h. als Haschen nach dem Wohlwollen des Lesers bzw. Hörers, wie es bei den römischen Rednern sehr beliebt war. Es handle sich um eine "Ährenlese ex agro rhetoricalis iucunditatis", d. h. vom Acker des rhetorischen Vergnügens. Dann zählt er all die Stilmittel auf: Homonymie und Synonymie, Rhythmus, Scherz und Ernst, Metaphorik, Ironie, Wort- und Satzfiguren, Tropen und alle sonstigen rhetorischen Zutaten, so-

weit sie - **in dieser sperrigen Mundart** (so nennt er also das Deutsch seiner Zeit) überhaupt möglich seien (lat.: in hoc idiomate indeclinabili!).

Letztere Bemerkung war freilich auch höchst notwendig. Denn in der Überwindung "dieser sperrigen Mundart" liegt ja gewiß mit die Größe dieser frühhumanistischen Dichtung. Es war neu und unerhört, was da dem Widerstand der Volkssprache abgerungen war.

Für uns aber erhebt sich nun die Frage: Ist durch diese starke Betonung des rein Formalen nicht der poetische Wert dieses Literaturzeugnisses gewaltig gemindert? Nach heutigem Verständnis schöpft doch der Dichter aus seinem eigenen Herzen, aus dem Unsagbaren seines Seelengrundes, aus seiner Vision und Intuition.

Meine Damen und meine Herren, wir brauchen über dies Dilemma weder theoretisieren noch uns den Kopf zerbrechen. Wie blutig ernst es dem heimgesuchten Dichter mit seiner Wut und Verzweiflung ist, wird niemand in Zweifel ziehen, sobald er des Ackermanns Dialog mit dem Tod zu lesen oder sich anzuhören beginnt. Ich beginne also gleich mit dem 1. Kapitel (der ACKERMANN spricht):

Grimmiger vertilger aller leut, schedlicher durchechter aller werlt, freissamer mörder aller menschen, her Tot, euch sei verflucht! Got, euer tirmer, hasse euch, unseiden merung wone euch bei, ungelück hause gewaltiglich zu euch! Zumale geschant seit immer! Angst, not und jamer verlaßen euch nicht, wo ir wandert; leit, betrübnuß und kumer lenden zu euch allenthalben; leidige anfechtung, schentliche Zuversicht und smechliche verserung betwingen euch gröblich an aller stat! Himel, erde, sune, mone, gestirne, mere, wag, berg, gefilde, tal, auen, der helle abgrund, auch alles, das leben und wesen hat, sei euch unhold, ungünstig und fluchen euch ewiglichen! In bosheit versinket, in jamerigem eilende verswindet und in der unwiderbringenden swersten achte gotes, aller leut und jeglicher schepfung alle zukünftige zeit beleibet! Unverschämter bösewicht, euer böse gedechnuß lebe und taure hin on ende; graue und forchte scheiden von euch nicht, ir wonet wo ir wonet; von mir und aller menniglich sei über euch ernstlich zeter! geschriren mit gewundenen henden!

Das ist eigentlich nicht der Beginn eines Streitgesprächs, einer sachlichen oder ernsthaften Kontroverse. Das ist eine jähe Anklage gegen einen eben ertappten Mörder im Ton mittelalterlicher Femegerichte. Es ist die jäh ausbrechende Weheklage einer geschändeten Kreatur. Maßloser Schmerz äußert sich da. - Aber nur der Philologe merkt, wie da jeder Satz eine gedrängte Demonstration von Kunstformen ist. Laut- und Wortresponsionen, die fast durchgehende zwei- oder dreigliedrige Variation des Ausdrucks, sentenziöse Wendungen, Deutsch-idiomatisches, gleichnishafte Reden, Antithesen, ausdrucksvolle Rhythmisierung und Steigerung.

Aber da sein Gesprächskontrahent von den jähzornigen Verwünschungen des Witwers unbeeindruckt bleibt und mit triumphierendem Hohn auf das Naturgesetz von Werden und Vergehen hinweist, entfernt sich der Ankläger allmählich von seinem blinden Jähzorn. Nur gelegentlich kommt es noch zu cholerischen Ausbrüchen. Im übrigen verinnerlicht er nun sein verlorenes Glück und ruft es mit beredsamen Worten und sehr bildhaft in die

Erinnerung. Auch hier beherrscht er alle Mittel der Rhetorik. Beachten Sie alle die Mittel sprachlicher Anschaulichkeit:

Ich bin genannt ein Ackermann. Vom Vogelkleid ist mein Pflug; ich wohne im Böhmer Lande. Gehässig, widerwärtig und widerstrebend will ich Euch immer sein. Denn Ihr habt mir den 12. Buchstaben, meiner Freuden Hort, aus dem Alphabet gar schrecklich ausgerissen; Ihr habt **meiner Wonnen lichte Sommerblume mir aus meines Herzens Anger** jammervoll ausgejätet; Ihr habt mir meines Glückes Halt, **meine auserwählte Turteltaube** arglistig entwendet; Ihr habt unwiederbringlichen Raub an mir getan. Erwäget selber, ob ich mit Fug Euch drum zürne, wüte und klage: durch Euch bin ich des freudenreichen Daseins beraubt, täglicher, guter Lebenstage entwehrt und allen wonnenbringenden Gewinnes entäußert. Frisch und froh war ich vormals in jeder Stunde; kurz und lustsam war mir Tag und Nacht, in gleicher Weise freudenreich, wonnenreich für uns beide; ein jegliches Jahr war mir ein gnadenreiches Jahr. Nun wird zu mir gesprochen: Schabab! Bei trüben Gedanken, **auf dürrem Aste**, finster und verdorrend bleib und jammere ohn Unterlaß! Also treibt mich der Wind, ich schwimme dahin durch des wilden Meeres Flut, die **Wogen haben Oberhand gewonnen**, **mein Anker haftet nirgends. Drum will ich ohne Ende schreien:** Ihr. Tod, Euch sei geflucht!

Wie gesagt, der Tod kennt und nennt alle Vernunftgründe, die für die Notwendigkeit des Sterbens auf Erden sprechen. Sein Triumph ist die Unanfechtbarkeit eines Naturgesetzes. Aber was vermag soviel Vernunft gegen die Gefühle eines trauernden Witwers! Im 8. Kapitel faßt der Tod seine Argumentation nochmals zusammen und gibt noch eins drauf:

Bedenk dich, du armer Tor, prüf und durchgrab mit geistigem Grabstichel deine Vernunft, so findest du: Hätten **wir** jeweils seit des ersten aus Lehm geschaffenen Menschen Zeit Leute auf Erden, Tiere, Gewürm in Wüstenei und wilden Heiden, schuppentragende und schlüpfrige Fische in den Wogen nicht ausgerottet, was ihren Zuwachs und ihre Vermehrung betrifft, vor kleinen Mücken könnte nun niemand sich retten, vor Wölfen wagte sich niemand raus; es würde fressen ein Mensch nun den andern, ein Tier das andere, ein jedes lebendige Geschöpf nun das andere, denn Nahrung würde ihnen fehlen, die Erde war für sie zu enge. Nur ein Narr kann beweinen die Sterblichen. Laß ab! Die Lebendigen zu den Lebendigen die Toten zu den Toten, wie bisher es gewesen. Bedenk dich besser, Tor, weshalb du klagst und weshalb du klagen solltest.

Solche Mahnungen zur Vernunft fruchten bei dem schmerzerfüllten Mann gar nichts. Übermächtig vergegenwärtigt sich ihm die geliebte Frau. Aber mild und gedämpft ist jetzt die Sprache des Herzens (Kap. 9):

Enteignet habt ihr mich aller Wonne, beraubt lieber Lebetage, entwöhnt ehrender Stellung. In ehrender Stellung lebte ich, da die Gute, die Reine dort die Kinder am Gängelband führte, in reinem Neste geboren. Tot ist die Henne, die da aufzog solche Hühnchen.

O Gott, du gewaltiger Herrscher, wie lieblich schien sie mir, wenn sie so vornehm gegangen kam und alle **Würde** zu wahren pflegte, und die Männer wie die Frauen, die sie gerne sahen, sprachen: "Dank, Lob und Ehre habe die Schwester; ihr

und ihren Nesthäkchen gönne Gott alles Gute!" Könnte ich dafür Gott gebührend danken, wahrlich, ich hätte Anlaß. Welchen armen Mann hätte er ebenso reichlich begabt? Man sage, was man wolle: wen Gott mit einem reinen, züchtigen und edlen Weibe begabt, der ist dann vollkommen begabt, und die Gabe nennt sich Gabe vor aller irdischen, nur äußeren Gabe.

Zorn und Empörung treten in dieser Rede des trauernden Ackermanns bereits deutlich hinter den sanften Ton der Dankbarkeit zurück: Dankbarkeit gegen Gott, weil eine so edle und würdige Frau sein eigen war. "Und einige Kapitel weiter wird genau aufgezählt, worin die Würde der verstorbenen Margarethe bestand: Ehre, Zucht, Keuschheit, Milde, Treue, Maße, Sorge und Verständigkeit; Scham trug immer der Ehre Spiegel vor ihren Augen. Gott war ihr Gönner und Schildträger."

Beide Textstellen bringen im übrigen Anklänge an das "Buch der Liebkosung" jenes 50 Jahre jüngeren **Johannes**, des Prager Kanzlers J. v. **Neumarkt**. Der von diesem mitbegründete Frühhumanismus in Böhmen hat von Anfang an den Menschen als Krone der Schöpfung, der mit besonderer "Würde und Ehre" ausgezeichnet ist, herausgestellt. In Joh. von Neumarkts sprachschöpferischen Erstübersetzungen augustinischer oder auch pseudo-augustinischer Bücher ist immer wieder von der "würdigkeit" und "er" des von Christus erlösten Menschen die Rede. Tatsächlich hat der Kirchenlehrer Augustinus den "**christlichen Humanismus**" in Europa nachhaltig mitgeprägt.

In der römischen Messe, m. D. u. H., ist jahrhundertlang (vielleicht sogar über tausend Jahre) folgender Text gebetet worden:

"Gott, du hast die Würde des Menschen (humanae substantiae dignitatem) wunderbar erschaffen und noch wunderbarer erneuert: laß uns durch das Geheimnis dieses Wassers und Weines teilnehmen an der Gottheit dessen, der sich herabgelassen hat, unsere Menschennatur anzunehmen, Jesus Christus, dein Sohn, unser Herr." - Erst seit dem letzten Konzil fehlt dieses Gebet im täglichen Meßritus.

Joh. v. Neumarkt aber hatte geschrieben: "Der Mensch als das vernünftige Wesen ist nach dem Bild Gottes und als Herr der Schöpfung dank der Fleischwerdung Gottes bestimmt, sogar über die Engel erhöht zu werden." Das Bild des Menschen zu veredeln war ein hohes Anliegen des aus Italien nach Deutschland einströmenden Humanismus. Für das Streitgespräch des Ackermanns mit dem Tod darf sogar gelten: Die Grundmaxime in der prozessualen Philosophie des Anklägers ist seine hohe Auffassung vom Menschsein. Allerdings muß man hier eine wichtige Einschränkung machen: der Ackermann und sein dichterischer Schöpfer sind **nicht ganz miteinander identisch**. Letzten Endes hat der Autor ja auch die Reden des Todes entworfen und gestaltet. Und auch diese enthalten ja eine wahrhaft ernstzunehmende Philosophie, nämlich die Erkenntnis von der Endlichkeit alles Lebens und (fast noch wichtiger) die Erkenntnis, daß dies letztlich gut für den Menschen ist.

Für den **sprachlichen Stil** des Kunstwerks führt das allerdings zur Konsequenz, daß sein Autor sowohl über die Kunst der hohen, sublimen Rede verfügen mußte als auch über

die Stilmittel des Realismus, welche die Tatsachen des Lebens auch drastisch, ja schockierend vor Augen führen konnten.

Seit meinem Studium in München hat mich die Rücksichtslosigkeit, mit der der Tod, manchmal auch der Ackermann selbst die Häßlichkeit gewisser Phänomene prägnant zur Sprache bringt, sehr beeindruckt. Als Beispiel soll hier dienen, wie **im 17. Kapitel** das Ereignis des Todes, und zwar eines Massentodes, so gräßlich und erschreckend ins Bild gesetzt wird, wie es dem hohen Mittelalter kaum möglich gewesen wäre. Es ist der Ackermann selbst, der jüngst aus nächster Nähe eine blutige Schlacht erlebt haben will, von der man nicht weiß, ob sie nur dichterische Fiktion ist, oder ob sie wirklich stattgefunden hat. Zwei Heerhaufen von jeweils etwa 3000 Mann, so heißt es da, seien auf einer grünen Heide gegeneinander losgestürmt. Das Gemetzel sei so schlimm gewesen, daß man bis über die Knöchel mit Blut bespritzt war und daß die zu Tode Gestochenen wie "teige birren" auf der Walstatt umherlagen.

Das Wort "teig" ist damals ein Adjektiv und bedeutet "weich, mürbe, angefault, zer-dätscht". Also: mit zerquetschten Birnen werden die Gefallenen verglichen. Einen solchen Realismus kennt etwa das Nibelungenlied, das auch von vielfachem Sterben berichtet, nicht. Mit seiner ganz unheroischen Beschreibung brandmarkt hier der Ackermann Tod und Sterben schlechthin. Ein Bewußtseinswandel hin zum ungeschönten Realismus ist eingetreten. Und dieser gesellt sich nun zur lichtvollen, den Menschen verklärenden Tendenz des Frühhumanismus.

Gab es nun für Johannes von Saaz nicht auch literarische Vorbilder für seinen antithetisch gebauten, spannungsgeladenen Dialog? Und gab es überhaupt ein Vorbild für das Sujet des menschlichen Aufbegehrens gegen den Tod?

1961 haben tschechische Forscher in Prag einen Sammelband aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts entdeckt, der eine Reihe von Handschriften zum Thema Tod enthält und nach einer Notiz einmal von einem "Johann von Teple" benützt worden ist. Traktate von Seneca, Richard v. St. Victor, Bonaventura und Augustin stehen darin, Bernhards Schrift "De contemptu mundi" (die der Dichter offensichtlich für sein 24. Kapitel verwendet hat) und vor allem ein "**Tratatus de crudelitate mortis**". Dieser, aus 26 Reimstrophen bestehend, kann als **eigentliche Anregung**, ja Vorlage des Ackermanndialogs betrachtet werden. Darin wird erst in der 3. Person die Allgewalt des Todes geschildert, dann wird dieser selbst in der 2. Person angeredet. Die Antworten des Todes erfolgen dann z. T. in derselben Reihenfolge der Argumente wie in der Ackermann-Dichtung. Außerdem gab es im 14. Jahrhundert noch einen "Dialogus mortis cum nomine", ferner einen sehr verbreiteten **spätantiken** Dialog mit Seneca-Anklängen. Der Refrain jeder der Strophen lautet "amisi bonam uxorem" (eine gute Gattin hab ich verloren). Anregungen für den Dichter mögen auch die mittelalterlichen Bilderbögen der **Totentänze** gewesen sein.

Soviel über die literarischen Vorgänger und Vorbilder. Weit mehr Interesse erregte in der Zunft der Germanisten die Kontroverse um die Frage, ob der Ackermann mehr dem

deutschen Mittelalter oder dem aus Italien in Böhmen eindringenden Humanismus verpflichtet sei. Der bedeutende Gelehrte Konrad Burdach sah in den 20er Jahren im Ack. das 1. literarische Zeugnis einer humanistischen Grundhaltung in Deutschland. Der Streit zwischen Ackermann und Tod sei ein Streit zwischen alter und neuer Zeit. Der Mensch strebe ein neues Verhältnis zu Gott an; der Dichter aber sei ein Renaissancemensch. Gegen Burdach und seine Überschätzung des lateinischen Einflusses wandte sich nun seit 1935 **Arthur Hübner**. Dieser betonte an dem Dialog das Deutsche, Heimische und Mittelalterliche. Der Dichter habe ganz am geistigen und literarischen Leben seiner **deutschen** Heimat teilgenommen. Allerdings greife er nicht auf den klassischen Minnesang zurück, sondern auf das Gesellschaftslied seiner Zeit und besonders sei er mit dem Meistersang vertraut gewesen. Der Spruchdichter **Heinrich von Mügeln** sei ihm das wichtigste Vorbild gewesen. Das Frauenideal des Dichters habe bürgerliche, weniger höfische Färbung. (Nicht die Frau des andern wird besungen, sondern die gute Haus- und Ehefrau. Und wenn der Tod Frauenschelte betreibe, so kämen seine Motive aus dem niederen Schwank und dem zeitgenössischen Fatnachtsspiel. Der Dichter kenne auch die derbste Dichtung seiner Zeit. Umgekehrt gehe seine Frauenschwärmerei auf die Lied- und Spruchdichtung des 14. Jahrhunderts, besonders den populären Spruchdichter **Frauenlob** zurück. Hier ist natürlich auch das "Buch der Liebkosung" von Joh. v. **Neumarkt** zu nennen.

Die entscheidende Erkenntnis Arthur Hübners ist die: Zwar ist Johannes v. Saaz schon vom Geist der Renaissance berührt (**lat. Brief**); aber kennzeichnend für ihn ist ein Ineinander von Heimischem und Fremdem. Selbst antike Sentenzen, Anspielungen und Bildungsbrocken müssen nicht auf dem Umweg über das gelehrte Italien in die Ackermannichtung gekommen sein, auch nicht aus der eigenen Lektüre lateinischer Autoren, sondern aus dem Bildungsgut zeitgenössischer deutscher Poeten.

Das Neue an dieser deutschböhmischen Dichtung, so Prof. Hübner, ist die rhetorische Form, die sparsame Sentenz und geschliffene Antithese, sowie die Rhythmisierung der Sätze. Über der ganzen Dichtung liege ein Maß und Adel der Form. **Burdach** konnte den 1933 entdeckten lateinischen Widmungsbrief noch nicht kennen, wohl aber hat sich **Hübner** durch diesen bestätigt gefühlt. Und bis zum heutigen Tag hat sich Hübners Deutung durchgesetzt.

Nun aber, verehrte Damen und Herren, wollen wir die am Dialog Beteiligten, den armen Witwer und seinen Widersacher, doch hauptsächlich selbst sprechen lassen! Der antithetische Aufbau bringt es mit sich, daß jede Seite jeweils eine zugespitzte Position gegen die andere einnimmt.

Humanität, Ehre und Würde des Menschen werden also vom Ackermann ins Feld geführt.

Die Gegenargumente des Todes - ich hab's schon gesagt - sind nun allerdings oft auch im Sinne der Humanität. Insgesamt vertreten sie den Aspekt unabänderlicher Tatsachen des

Lebens, während der Witwer sein früheres Eheleben doch mehr im idealistischen Licht sieht. Beide Sichtweisen sind der menschlichen Existenz angemessen: Realismus und Idealismus. Der Tod begreift den Ackermann sehr wohl als Vertreter der gesamten Menschheit, ja sogar als "den Menschen schlechthin". Dies zeigt er eindrucksvoll im **18. Kapitel**, wo er einen Streifzug durch allerlei Begebenheiten der Weltgeschichte unternimmt und dabei die historischen Akteure jedesmal in der 2. Person einführt.

In seiner nächsten Rede führt der Tod zwei wichtige Argumente gegen die Anklage des leidgeprüften Ackermanns an:

"Alle Menschen, sagt er, auch die stärksten, weisesten und gelehrtesten, sind nach dem Willen ihres Schöpfers sterblich und alle haben bisher ein Ende genommen. 'Jeder' kommt dran' muß ein jeglicher sprechen. Übrigens auch du."

Und ein zweites Argument fügt der Tod gleich dazu:

"Gar nichts wert ist das Klagen; es hilft dir doch zu nichts, es erhebt sich aus einem stumpfen Sinn."

Hier leistet der angeblich böse Widersacher dem Kläger geradezu Lebenshilfe. So wird das Gespräch immer argumentativer und vernunftbetonter, wiewohl die Emotionen des Ackermanns nicht versiegen wollen. Er idealisiert die Verlorene immer und immer wieder:

"Für alles Leiden und Ungemach war sie mein wirksames Heilungskraut, Gottes Dienerin, meines Willens Wirkerin, meines Leibes Betreuerin; meiner Ehre und ihrer Ehre Wächterin war sie tags und nächtlicher Zeit unverdrossen. Was ihr anvertraut ward, ward von ihr heil, sauber gelassen, niemals versehrt, oft vermehrt zurückgereicht."

Nach einer so stolzen Bilanz bietet der Tod halb ironische Trostgründe an. (Ich paraphrasiere seine Antwort.)

"Sag mir einmal, hast du dein Weib so gut **vorgefunden**, oder erst so gut gemacht? War sie von Anfang an so gut, so wird es für dich wohl noch viele andre guten Weiber geben; hast du sie aber erst dazu gemacht, so scheinst du ja geradezu ein Meister in der Frauenbehandlung zu sein. Dann wirst du gewiß auch eine zweite Frau in diesen idealen Zustand versetzen können."

Aber es kommt noch besser: Im weiteren Verlauf des Gesprächs schlüpft der Tod gar in die Rolle eines Psychotherapeuten und theologischen Seelsorgers: Die Verstorbene, so sagt er, sei von ihm billig und barmherzig behandelt worden, als er sie in fröhlicher Jugend, in stolzer Schönheit und bester Würde geholt habe. Denn alle Weltweisen stimmen darin überein, es sei am besten zu sterben, wenn's am besten ist zu leben. (Offenbar hat der Dichter dieses Argument den Luciliusbriefen des Philosophen **Seneca** entnommen, den er auch sonst hochschätzt.) Und weiter sagt er: wer in Krankheit und im Alter zu sterben begehrt, der sei nicht wohl gestorben; denn schon war ihm das Leben zu lang. Seine Selige habe doch nur dies glänzende Elend verlassen müssen, damit sie zu Gottes Freude, im-

merwährendem Leben und zu unendlicher Ruhe als Lohn ihres Dienstes gelange.

Den römischen Autor Seneca mag Johannes v. Saaz wirklich im Original gelesen haben, wenn dies auch nicht bei jeder Zitierung eines römischen oder griechischen Autors zutreffen wird.

Im übrigen spottet der Tod teilweise über die Weisheit des Altertums, für die er ein Sammelsurium von gescheiten Männern aufbietet (u. a. wiederum Seneca als den fruchtlosen Lehrer des Kaisers Nero). Alle diese Supergescheiten hätten das Sterben nicht aus der Welt schaffen können. Dann aber bestätigen umgekehrt ihm die Weltweisen auch wieder, daß Hinfälligkeit von Geburt an das Gesetz der Menschheit sei. Und auch hier wieder beglaubigt ihm das Seneca, der, wie er feststellt, in seinem Bade sterben wollte.

Und **Hermes**, der Weltweise (gemeint ist die synkretistische Figur der Spätantike, "Hermes Trismegistos"); der lehrte sogar, daß sich ein Mann hüten solle vor schönen Frauen, und er erläutert das so: Was schön ist, ist schwer zu behalten, weil alle Leute es haben wollen; was dagegen scheußlich ist, das **muß** einer unter Leiden behalten, weil es alle andern Leute mißachten.

So geht das also in diesem Dialog hin und her, und man muß im Eifer des Gefechts nicht alle Argumente auf die Goldwaage legen, und trotz allem flackert immer wieder das unstillbare Herzeleid des Ackermanns auf. Da kann er plötzlich nicht mehr an sich halten: "Nie gab es", ruft er aus, "einen so bösen Mann wie dich!" (21. Kapitel). Und fast im selben Atemzug bittet er ihn: "Ratet, helfet und sorget, wie ich so schweres Leid vom Herzen wälzen kann und wie die Kinder einer solchen reinen Mutter Ersatz erhalten, weil ich sonst unmutig und **sie** immer traurig bleiben müssen. Hilfe, Ratschlag und Schadentilgung seid ihr mir schuldig, denn **ihr** habt uns getan den Schaden."

Das sind natürlich neue Töne, und der Tod hat es nun leicht zu sagen, er rate ihm ja schon die ganze Zeit. Aber er bemüht obendrein den Griechen **Aristoteles**; der habe logisch nachgewiesen, daß Liebe nicht ohne Leid sein könne.

Die unerwartet milden Worte des Todes lassen nun den Ackermann nicht unbeeindruckt. Er weist den Tod (seltsamerweise) auf die Kindererziehung der **alten Römer** hin. Angeblich hätten diese ihre Kinder durch Turniere, Fechten, Tanzen, Wettlauf, Springen und allerlei heiteren Anstand zu Freude, Liebe, Wonne und Kurzweil erzogen. An dieser Pädagogik solle sich der Tod ein Beispiel nehmen und ihm womöglich **noch herzlicher** zuraufen.

Mit seinem Schmusekurs erreicht der Ackermann aber das genaue Gegenteil: Für ein Programm "Friede, Freude, Eierkuchen" ist er nicht zu haben. Im 24. Kapitel greift er nun mit ungeahnter **Brutalität** das Selbstwertgefühl des Ackermanns und der ganzen Menschheit an, wobei er scheinheiligerweise nicht vergißt, die "reinen Frauen" wegen seiner Wortwahl um Nachsicht zu bitten. (Natürlich tue das ich vor den im Saal anwesenden Damen jetzt auch.)

”... ein mensche wirt in Sünden enphanen, mit unreinem, ungenantem unflat in mütterlichem leibe genert, nacket geboren, und ist ein besmirter binstock, ein ganzer unflat, ein unreiner mist, ein kotfaß, ein wurmspeise, ein stankhaus, ein unlustiger spülzuber, ein faules aß, ein schimelkast, ein bodenloser sack, ein locherete tasche, ein blasebalk, ein geitiger slunt, ein stinkender leimtigel, ein übelriechender harmkrug, ein übelmeckender eimer, ein betrieglicher tockenschein (!) ein gemalte begrebnuß...”

(Ich habe die Liste abgekürzt!) Aber nun kommt es noch härter:

”Es höre, wer da wolle: ein jeglicher ganz geschaffner Mensch besitzt **neun Löcher** in seinem Körper, und aus diesen fließet so unmöglicher und unreiner Unflat, daß es Unreineres nicht geben kann. So schönen Menschen erblicktest du nie, hättest du eines Luchses Augen und könntest ihn inwendig durchschauen, dir würde davor ekeln. Drum nimm und zieh ab dem schönsten Weibe des Schneiders Zutat, so siehst du eine schmählische Puppe und schnellverwelkende Blume und kurz nur dauernden Glanz und einen bald verfaulenden Erdenklumpen. Zeig mir nur eine Handvoll Schönheit aller schönen Frauen, die vor 100 Jahren lebten auf Erden - ausgenommen die gemalten an den Wänden - und nimm dafür des Kaisers Krone zu eigen!”

Aber gemach! Auf solche Schmähungen ist der Ackermann mit einer Antwort nicht verlegen. Gegen das vom Tod entworfene menschliche Zerrbild setzt er das lichtvolle Menschenbild aus dem 20. Kapitel des Buchs der Liebkosung. Der Anfang ist fast wörtlich entnommen. Im übrigen beschreibt der Dichter hier den ganzheitlichen Menschen mit Leib und Sinnen:

”Laßt, Herr Tod, von Eurem Unnützklaffen! Ihr schändet Gottes allerschönstes Geschöpf. Engel, Teufel, Schrätlein, Klageeulen, das sind **Geister**, in Gottes Zwang gehalten: die **Menschen** sind die allerhöchste, die allergenauste und die allerfreieste Gottesschöpfung. Nach eigenem Bildnis hat sie Gott geformt, wie er auch selber bei der ersten Schöpfung der Welt hat ausgesprochen. Wo hat ein Schöpfer geschaffen je solch schöne und reiche Schöpfung, einen so schöpungsreichen, feinen Kloß, wie eines Menschen **Haupt** ist! In ihm ist künstereiche Kunst, allein Gott nur gleich zu werden, verborgen: Da ist in des **Auges** Apfel der Gesichtssinn, das allergewisseste Werkzeug, meisterhaft nach der Art des Spiegels geschaffen; bis an des Himmels klare Kreise schafft es Sicht. Da ist in den **Ohren** für die Ferne geschaffenes Hören, ganz und gar mit einem dünnen Häutchen vergittert, zu Prüfung und Halt des Unterschieds vielerlei lieblicher Töne. Da ist in der **Nase** Geruch, durch zwei Löcher ein- und ausgehend, gar sinnvoll innengezimmert, zu behaglicher Besänftigung alles lustvollen und wonnesamen Duftes, der da ist **Seelennahrung**. Da sind in dem Munde Zähne, aller Leibnahrung tägliche, zermahlende Einpacker; dazu der **Zunge** dünnes Blatt, den Menschen zur Kenntnis bringend ganz der Menschen Meinung; da ist des **Geschmacks** von allerlei Speisen lustvolle Prüfung. Dazu ist in dem Kopfe aus Herzensgrund kommendes Denken. Allein der Mensch nur ist teilhaftig der Vernunft, des kostbaren Schatzes. Er allein ist der schöne Kloß, dem ein Gleiches niemand als Gott zu schaffen weiß, darin zierliche Schöpfungstat, alle Kunst und Meisterschaft mit Weisheit sind geschaffen. Laßt fahren doch, Herr Tod! Ihr seid des Menschen Feind, weshalb ihr nichts Gu-

tes von ihm sprechtet.”

Das ist wahrlich ein Hohelied der leib-seelischen Würde des Menschen und damit auch **das** Hohelied des frühen Humanismus in Böhmen. **Burdach**, der 1. große Erforscher des Ackermann-Dialogs sieht in diesem Kapitel 25 **das** Meisterstück des Dichters. Merkwürdig ist trotzdem, daß der Tod, der doch in der ersten Hälfte des Gesprächs so souverän die Naturgesetze hochhält, nun, gegen Ende der Dichtung unser Dasein so maßlos schlecht macht und dadurch seinem Kontrahenten quasi die schönsten Steilvorlagen liefert.

So auch im nächsten Kapitel: Er läßt an den 7 Künsten des Menschen nichts Gutes und bringt diese außerdem in eine anrühige Gesellschaft von Schwarz- und abergläubischen Pseudokünsten, die z. B. aus Kinderdärmen oder gar Auerhennendärmen die Zukunft lesen wollen. Letzten Endes reiner Spott auf das System der Künste im Mittelalter. Vergebens bittet ihn der Kläger, seinen Unsinn zu beenden und ihm lieber zu helfen, seine Trauer zu lindern. Aber erneut spielt der Tod den Zyniker und unternimmt nunmehr eine rufschädigende Attacke auf praktisch alle Ehefrauen.

Diese Art von Humor auf Kosten des weiblichen Geschlechts kommt übrigens auch heute noch gut an, und ich habe beobachtet, daß gerade **Frauen** über so eine übertriebene Frauenschelte besonders lachen müssen. Im 14. und 15. Jahrhundert hat sowohl der Meistersang als auch die Spruchdichtung und das Fastnachtsspiel diese halb ernste, halb lustige Invektive betrieben. Das hat sich fortgesetzt bis zum Nürnberger **Hans Sachs**. - Der Tod hebt also an:

”Ein beweibter Mann hat Donner, Hagel, Füchse und Schlangen alle Tage in seinem Hause. Ein Weib trachtet alle Tage danach, daß **sie** Mann werde: will er dies, so will sie das; will er hierhin, so will sie dorthin. - Solchen Treibens wird er satt alle Tage. Trügen, Listen, Schmeicheln, Spinnen, Liebkosen und Gegenklaffen, Lachen, Weinen kann sie alles im gleichen Augenblicke; angeboren ist es ihr. Krank zur Arbeit ist sie, gesund zur Wollust, dazu zahm und wild auch ist sie, wenn es ihr so paßt. Zu Ausreden bedarf sie keines Ratgebers. Gebotne Dinge **nicht** zu tun, verbotene zu tun ist ihr Streben ständig. Das ist ihr zu süß, und dies ist ihr zu sauer; das ist ihr zuviel, dies ist ihr zuwenig; nun ist es zu früh, nun ist es zu spät ihr - derart wird alles getadelt. Lobt sie aber irgendwas, das muß mit Schanden erst gedrechselt werden Ferner ist ihr Loben oft mit Gespött untermischt. Einen Mann, der in der Ehe lebt, den kann kein Mittel erretten; ist er zu gütig, ist er zu streng - für beides wird er mit Schaden gestraft; es sei denn er sei halbgütig oder halbstreng, auch dann hilft kein Mittel. Alle Tage neue Zumutungen - oder Keifen; jeden Monat neuen, häßlichen Unflat - oder Griesgram. Jedes Jahr neue Kleider - sonst tagaus, tagein nur Zanken muß ein beweibter Mann haben, er vermähle sich, mit wem er wolle. Der Nächte Ärger sei ganz übergangen: infolge unseres Alters schämen wir uns. Schonten wir nicht die vornehmen Damen, von den unvornehmen wüßten wir noch weit mehr zu singen und zu sagen.”

Der Ackermann indes läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, seinem Feind ein besseres Frauenbild entgegenzustellen. Dieses aber ist das höfische Frauenideal der Blütezeit des

Minnesangs um 1200.

Walther von der Vogelweide hat in seiner Ode "So die bluomen uz dem Grase dringent" die herrliche Natur eines Maienmorgens besungen. Darauf stellt er die Frage, ob Gottes Schöpfung wohl etwas Schöneres hervorgebracht haben könnte. O ja, sagt er dann, wenn eine schöne edle Frau, höfisch gekleidet und höfisch gesittet, über eine solche Wiese schreitet, um ein Fest fröhlicher Menschen zu besuchen, dann ist es, als ob die Sonne die Sterne erbleichen läßt. Dann können wir nur noch mit offenem Mund staunen. "Wir lassen alle bluomen stan und kapfen an das werte wîp."

Aber so, wie dieses Idealbild der Frau der Ackermann-Rede eingefügt ist, stammt es nicht direkt aus Walthers Zeit. Sie werden gleich hören, wie trocken dieses frauenfreundliche Plädojer klingt. Die späteren Spruch- und Lieddichter haben es Joh. v. Saaz vermittelt, und deren Poesie war bürgerlich und handwerklich. Besonders ein gewisser Heinrich von Meißen hat das ehemalige Minnelied bis ins 14. Jahrhundert getragen und sich dafür den Künstlernamen "**Frauenlob**" erworben. Aus dem Mund des Ackermanns klingt also das Hohelied der Frau so:

"In manch eines weisen Meisters Belehrung findet man, daß ohne Weibes Hilfe keinem kann je zum Glück verholfen werden. Mit solcher Wahrheit hat **Philosophia**, die weise Meisterin, den Römer **Boethius** sanft gebettet. Es gibt nicht Mannessitte, die sich nicht zum Vorbild nahm Frauensitte. Man sage, was man wolle: ein sittsames, schönes, keusches und an Ehren tadelfreies Weib geht vor alle irdische Augenweide. Solch mannhaften Mann erblickt' ich nie, der rechten Sinn erlangte, ohne daß er von Frauenhilfe geleitet war. Wo der Guten Sammelplatz ist, da sieht man dies alle Tage; auf allen Plätzen, an allen Höfen, in allen Turnieren, auf allen Kriegszügen tun die Frauen stets das Beste. Wer im Frauendienste lebt, der muß von aller Missetat lassen. Rechte Zucht und Ehre lehren die Frauen in ihrer Schule. Irdische Freuden kommen nur von Frauen. Eines edlen Weibes Fingerdrohen straft und erzieht weit mehr einen guten Mann als Waffen. Kurz: aller Welt Erhalterin, Stütze und Mehrerin sind die edlen Frauen..."

Der Tod bleibt davon unbeeindruckt und fährt fort, alles irdische Leben zu verunglimpfen. Im ganzen, so argumentiert er in seiner vorletzten Rede, lassen sich die Menschen nur von dreierlei Begierden leiten: 1) die Wollust (Geschlechtstrieb), 2) die Habgier, 3) die Ruhmsucht. Alles ist eitel; von edlen Motiven kann auf Erden keine Rede sein. Personen der Weltgeschichte werden als Beispiele aufgezählt. Und hier ist es wieder bezeichnet, daß wie Kraut und Rüben Sagengestalten, Kriegshelden und Geisteshelden genannt werden. (So ist eben der mittelalterliche Brauch.) Aufhorchen lassen freilich am Ende die Namen von ARISTOTELES und AVICENNA. Denn letzterer war das größte und verdienstvollste Universalgenie des **Islam** (1037†). Und als Vermittler altgriechischer Literatur im Abendland löste er die Initialzündung zum frühesten Humanismus italienischer Philologen aus. Das Streitgespräch neigt sich dem Ende zu. Man spürt, wie der Kläger müde wird, wie ihm die Argumente ausgehen. Er bietet am Ende **Platon** auf, aber mit einem völlig deplazierten Zitat.

Umso eindrucksvoller ist das leidenschaftliche Plädoyer, mit dem der Tod das ganze Duell beschließt. Er geht nämlich über die Gemeinplätze der Vergänglichkeit hinaus: Er behauptet nicht weniger, als daß die historische Gegenwart eine Zeitenwende und Ära des Verfalls ankündige. Er beurteilt also die damalige Zeitspanne so, wie ich's eingangs angedeutet habe: Das Jahr 1400 und damit der weitere Verlauf des 15. Jahrhunderts schärft unter den Menschen das Bewußtsein der Allgewalt des Todes, des Verfalls und Untergangs. Es wird das Jahrhundert der Pest, der Totentänze und endlich des Terrors in Böhmen sein. Die Hussiten werden das Deutschtum in Böhmen austilgen und ihren Schrecken weit über die böhmischen Grenzen hinaustragen. Und so lauten die unheilschwangeren Worte des Todes:

”Die Erde und alles, was darauf ist, steht auf unfestem Grund gebaut. In dieser Zeit ist sie schwankend geworden, denn alle Dinge haben sich verkehrt: das Hintere nach vorn, das Vordere nach hinten, das Untere nach oben, das Obre nach unten, das Falsche in das Rechte, das Rechte in das Falsche hat die größte Menge des Volkes gewendet. In Feuersflammenstetigkeit ist von uns das menschliche Geschlecht nun gestoßen: Sonnenschein zu greifen und einen guten und treuen, hilfsbereiten Freund zu finden ist nahezu gleich möglich auf der Erde heute. Alle Menschen sind mehr zum Bösen als zum Guten geneigt. Tut aber irgendwer Gutes, so tut er's vor uns sich fürchtend.”

Aber der Tod zieht auch appellartig seine Folgerungen. In breiter realistischer Schilderung geißelt er vor allem Habsucht und Raffsucht der Menschen. ”Mit Kriegen und Rauben, so sagt er, gewinnen sie ihren Reichtum; denn je mehr man besitzt, desto mehr man sich raubet.”

Genauso hat es der große Prediger des Mittelalters **Berthold von Regensburg** im 13. Jahrhundert in seinen 71 erhaltenen deutschen Reden gesagt, die bis zum Ende des Mittelalters in immer neuen Handschriften verbreitet worden sind. - Der Tod also wird zum Bußprediger. Das Raffen und Rauben führt letztlich zu einem Überhandnehmen von ”Ängsten, Trübsal, Leiden, Sorgen, Schmerzenszeiten, Krankheiten, Trauer, Mühsal, Betrübnis, Jammer, Kummer und Widerwärtigkeiten. O leidvolle Zukunftsaussichten, wie schlecht behandeln euch die Toren! Wenn es dann zu spät ist, wollen sie fromm werden!” Zum Schluß aber richtet sich die Mahnung, den Frieden zu suchen und ein reines, lauterer Gewissen zu pflegen, auch an den Kläger, den **Ackermann** selbst. Zum Zeichen, daß er ihm richtig geraten habe, fordert er ihn auf, mit ihm gemeinsam vor Gott zu treten, vor den Ewigen, Großen und Starken.

Und das geht dann sehr schnell über die Bühne: Im 33. Kapitel, dem letzten, spricht dann auf einmal **Gott der Herr**. Er verkündet das Urteil im Rechtsstreit der beiden Seiten. Gott beginnt mit einem Gleichnis: Die 4 Jahreszeiten hatten einen törichten Wettstreit und sahen nicht, daß sie dem ewigen Gesetz von Vergehen und Werden unterliegen. Ähnlich töricht sei der Streit des Klägers mit dem beklagten Tod. Beide üben ihre Rechte nur auf Zeit aus, weil sie ihnen von ihm, Gott, **geliehen** sind, dann stiftet Gott das versöhnende

Urteil:

”Der Streit ist nicht ohne Rechtsgrund: ihr beide habt wohl gefochten; den einen zwingt sein Leid zum Klagen, den andern die Anfechtung des Klägers, die Wahrheit zu sagen. - Darum, Kläger, dir die Ehre! Tod, dir der Sieg! Denn jeder Mensch ist dem Tode das Leben, der Erde den Leib, Uns aber die Seele zu geben verpflichtet.”

Nachdem Gott so gesprochen hat, fügt sich der leidgeprüfte Ackermann nicht nur lautlos diesem Urteil, sondern er eblüht geradezu auf zum sprachgewaltigen Herold der Größe Gottes. Dem zähen, aufreibenden Streitgespräch folgt nämlich ein **Gebet** von hohen Gnaden, ein Gebet in ganz hohem, hymnisch bewegtem Stil, das zwar ganz den Geist des christlichen Mittelalters atmet, jedoch seinesgleichen sucht. Vor allem der durchgehende Rhythmus geht jedem Hörer ein. Es profitiert von der Formkunst der Antike, lebt aber ganz aus der Religiosität des Mittelalters, erfüllt von Demut der Fähigkeit zu staunen. Es schließt mit einer Fürbitte für die verstorbene Ehefrau **Margaretha**. Die Anfangsbuchstaben der Absätze machte der Dichter Johannes zu seinem und seiner Gattin Denkmal: sie ergeben zusammen die Namen JOHANNES und MARGARETHA. Hier die beiden ersten Abschnitte:

”Immer wachender Wächter allen Weltlaufs, Gott aller Götter, wundermächtiger Herrscher aller Herrscher, allmächtiger Geist aller Geister, Fürst von allen Fürstentümern, Bronnen, aus dem alles Gutsein fließet, Heiliger aller Heiligen, Kronherr und die Kron’, Lohnherr und der Lohn, Kurfürst, in dessen Kurfürstentum alle Kur ist: wohl war dem, der Lehnspflicht von dir empfangen. Der Engel Freude und Wonne, Prägung der allerhöchsten Formen, Greis und Jüngling ewiglich, erhöre mich! O Licht, das nicht empfängt erst fremdes Licht; Licht, das verfinstert und verdunkelt alles äußere Licht; Glanz, vor dem verschwindet aller andere Glanz, vor dem werden alle Lichter Finsternis, doch alle Finsternis Lichte; Licht, vor dem aller Glanz ein Schatten ist, dem aller Schatten erglänzet; Licht, das in dem Beginne gesprochen hat: werde Licht! Feuer, das nicht erlöschend ewiglich brennet, Anfang und Ende, erhöre mich!”

Dann noch einige Zeilen aus dem Finale:

”...du Ursache jeder Sache, allerwürdenreichster Ewiger, du Herr Jesus, empfangen in deine Gnade den Geist, empfangen, Gütiger, die Seele meines sehr lieben Weibes! Die ewige Ruhe gib ihr, mit ewigem Gnadentaue labe sie, unter dem Schatten deiner Flügel verbirg sie, Herrgott, in die vollkommene Fülle! Mich dauert **Margaretha**, mein auserwähltes Weib. Gönn ihr, du gnadenreicher Herrgott, in deiner allmächtigen und ewigen Gottheit Spiegel sich ewigwährend zu sehen, beschauen und erfreuen, in der auch sich droben alle Engelchöre erleuchten.”

Abgesehen davon, daß in diesem Gebet die Frömmigkeit des Hochmittelalters spricht (Fascinosum des Göttlichen löst unbedingte Unterwerfung und Ehrfurcht aus), fällt auch auf, daß das menschliche Leid nicht etwa als Folge menschlicher Sündhaftigkeit dargestellt wird. Übrigens geschieht das nirgends in der Dichtung. Und auch von Heiligenverehrung findet sich nirgends eine Spur; erstaunlicherweise fehlt auch die Marienverehrung ”jetzt

und in der Stunde unseres Todes”.

Einige haben daraus den Schluß gezogen, der Verfasser sei als Reiniger der christlichen Religion ein Vorläufer der Reformatoren des 16. Jahrhunderts. In Wirklichkeit waren auch hier wohl die antiken Formprinzipien des Dichters maßgeblich. Die dramaturgische Antithetik der 3 agierenden Personen **Mensch, Tod und Gott** soll glaklar vor Augen stehen. Nichts soll davon ablenken.

Im übrigen hat Joh. v. Saaz auch die Prosa bewußt gewählt. Der Tod selbst sagt das im 2. Kapitel: ”Deine Klage ist ohne Reimen und Tönen. Denn du willst von deinem Anliegen nicht abweichen oder abschweifen.”

Zum **Nachleben** des Ackermanns wäre zu sagen, daß in **Böhmen** keine Handschrift von ihm gefunden wurde. Die Hussitenstürme des 15. Jahrhunderts haben die Spuren dieser Dichtung hinweggefegt. Allerdings haben wir eine tschechische Nachdichtung, den **Tkad-
lek** (zu dt.: ”Weber”), der aber das wahrhaft existentielle Sujet des Ackermanns stark profanisiert: Der tsch. **Weber** klagt das personifizierte Unglück an, weil ihm seine Geliebte davongelaufen ist.

Alle Handschriften, die wir haben (16 an der Zahl) stammen aus dem südlichen Deutschland.

* * *